Einser-Diplomanden fördert die Hochschule für Grafik und Buchkunst in Malerei, Fotografie/Grafikdesign und Medienkunst mit Zusatzausbildung

Meisterschülerin: „Das ist wie im Leistungssport“

Meisterschülerin Miriam Vlaming und ihr Mentor Professor Arno Rink. Foto: K.-D. Gloger

Von ASTRID KRANZ

Ein Altbau im Waldstraßenviertel. Draußen herrscht Dauerregen. Im Inneren des Raumes eine Leiter, Pinsel, Farben, Eimer und drei kahle Holzstühle. Der Betonboden ist abgenutzt, Putz blättert von den Wänden, die Heizung funktioniert nicht. Neben den beiden hohen Fenstern wirft nur eine Glühbirne Licht auf die sieben leinwandgroßen Gemälde, die an den Wänden lehnen. Eine junge Frau in einer verschmierten Blaumann-Hose und ein großer Mann in dunkelgrauem Anzug betrachten die Bilder eingehend.

Sie heißt Miriam Vlaming und er ist Arno Rink. Sie Studentin, er Professor an der Hochschule für Grafik und Buchkunst (HGB). Der Meister und seine Schülerin. Denn Miriam ist eine von derzeit neun Anwärtern auf den Meisterschüler-Titel. Eine hohe Auszeichnung in der Welt der bildenden Kunst – für die die Studenten viel leisten müssen.

„Der Meisterschüler-Titel wird nicht verschenkt. Wer bei mir rausgeht, muss ein Profi sein. Das sind zwei Jahre harte Arbeit“, sagt der Professor für Malerei und Grafik. Und der Vorsitzende der Auswahlkommission, Professor Timm Rautert, ergänzt: „Meisterschüler ist die Fortsetzung eines erfolgreichen Studiums, ein Elite-Studium.“ Nur wer ein Einser-Diplom oder eines mit Auszeichnung vorweisen kann, hat überhaupt eine Chance, aus den Bewerbern ausgewählt zu werden. Zudem zählt das Einverständnis des Mentors, bei dem man die Lehrzeit anstrebt.

Entstanden ist der Begriff „Meisterschüler“ im 19. Jahrhundert. Gemeint sind damit ein Meister, der sein Wissen an den Schüler weitergibt, und ein Schüler, der dies durch sein eigenes Können fortentwickelt. An der HGB gibt es diesen Titel seit den 20er Jahren. In den Studienbereichen Malerei/Grafik, Fotografie, Buchkunst/Grafikdesign sowie Medienkunst kann man ihn erwerben.

Mit einem klassischen Studium ist ein Meisterschüler-Dasein nicht vergleichbar. Es gibt keine Vorlesungen, keinen Stundenplan und auch keine praktischen Malkurse. Doch wer jetzt an ein Leben ohne jegliche Verpflichtungen denkt, liegt falsch. „Das ist wie im Leistungssport. Wenn du zwei Tage nicht trainierst, wirft dich das enorm zurück. Und das frustriert“, erklärt die 28-jährige Miriam Vlaming nachdenklich.

Alle drei Wochen bespricht sie in ihrem Atelier gemeinsam mit Mentor Rink die Ergebnisse ihrer Arbeit. „Das ist nicht so, dass ich sage ‚Miriam, du musst die Augen anders malen‘ und sie tut das. Es ist wichtiger, durch Gegenfragen Selbstständigkeit und eigene Erkenntnisse der Schüler zu fördern“, sagt der Pädagoge. Selbstbewusstsein zu erzeugen, sei eine wesentliche Aufgabe. Denn schließlich sei Kunst etwas Subjektives und nur schwer zu bewerten. Daher müssen die jungen Künstler bei Ausstellungen von ihrem Können überzeugt sein.

Nach zwei oder maximal drei Jahren Meisterschüler-Dasein folgt die Abschlussprüfung: Dazu präsentieren die jungen Künstler ihre Werke in der HGB. Seit diesem Jahr müssen sie zusätzlich eine schriftliche Stellungnahme zu ihren Gemälden, Fotoserien, Design-Arbeiten oder Buchillustrationen abgeben. Während der Präsentation entscheidet die Prüfungskommission über die Verleihung des Titels.

Eine der vor kurzem frisch gekürten Meisterschüler ist Steffi Kassler. Neben dem Titel gab es für sie als Grafikdesignerin noch einen anderen Anreiz, sich zu bewerben: „Man behält den Studentenstatus und kann die Werkstätten weiter nutzen. Das ist bei der schwierigen finanziellen Situation nach dem Diplom sehr hilfreich.“ Zwar haben es nach Aussage der 22-Jährigen Grafiker auf dem Arbeitsmarkt leichter als etwa Maler, eine feste Anstellung sei jedoch selten. „Nur wenige Kunststudenten können wirklich von ihrer Arbeit leben“, verrät die gebürtige Merseburgerin. Trotz allem sehen viele als Künstler ihre Erfüllung. Und Meister Arno Rink und seine Schülerin Miriam Vlaming sind sich einig: „Es gibt keinen so unabhängigen Beruf wie diesen.“

Studentenfutter

Chinesisch

Wer sich für die Aktivierung seiner inneren Kräfte interessiert, ist bei Taiji-Qigong richtig. Die Kurse für diese sanfte Form traditioneller chinesischer Bewegungskunst zielen auf eine Harmonie zwischen Bewegung, bewusster Atmung und Entspannung. Wohlbefinden und Leistungsfähigkeit von Körper und Psyche sollen gesteigert werden. Anfängerkurse beginnen in diesem Semester in der Gymnastikhalle Jahnallee freitags 18 und 19 Uhr und dauern jeweils eine Stunde. Interessierte Studenten und Mitarbeiter der Universität können zu den genannten Zeiten noch in die Kurse einsteigen.

Schattig

Einen kostenfreien Kurs in Tai-Chi-Chuan, besser bekannt als Schattenboxen, bietet im laufenden Semester der Hochschulsport der HTWK für seine Studenten und Angestellten an. Dienstags zwischen 19 und 20.30 Uhr in der Sporthalle Arno-Nitzsche-Straße gibt André Trebus Einblicke in diese Kunst der verlangsamten Selbstverteidigung. Das in China entwickelte Tai-Chi-Chuan soll den Energiefluss anregen und hat seine Hauptbedeutung als Heilgymnastik und „Mediation in Bewegung“ erlangt.

Technisch

Wer an der HTWK Medientechnik studiert, wird in Zukunft an modernsten Geräten arbeiten können. Mehrere Räume wurden jetzt neu gestaltet und mit neuester Technik ausgerüstet. So gibt es einen Regieraum und einen Aufnahmeraum, ausgestattet mit der nötigen Kameratechnik. Digitale Schnittplätze sind in weiteren Räumen untergebracht. Finanziert wurde die neue Ausstattung zu je 50 Prozent aus Mitteln des Landes und des Bundes. Die offizielle Übergabe findet im Dezember statt.

Kannibalisch

Was Kannibalen und Philosophen gemeinsam haben, konnte man in der Antrittsvorlesung des 11. Leibniz-Professors der Universität erfahren. Professor Tullio Maranhao von der University St. Thomas aus St. Paul/Minnesota verglich das Denksystem der Ureinwohner des Amazonas-Beckens mit verschiedenen philosophischen Ansätzen zu Fragen des eigenen Seins sowie das der anderen. Die Quintessenz seines Vortrags war, dass Fragen, die einzelne europäische Philosophen heute stellen, schon vor Tausenden von Jahren von den Amazonas-Indianern aufgeworfen wurden. Maranhaos ethnologisches Hauptinteresse galt in den vergangenen Jahren den Cuna-Indianern in Panama sowie den Ureinwohnern des Amazonas-Beckens.

Was hinter den Kulissen der Deutschen Bücherei läuft

Bücherstau im vierten Stock

Durch einen Schlitz am Ausgabeschalter der Deutschen Bücherei flattern im Minutentakt Bestellzettel in einen Pappkarton. Punkt 9 Uhr leert Kristina Müller die Kiste. Mit dem Packen Bestellzettel setzt sich die Bibliotheksassistentin an einen Arbeitstisch im Schalterraum. In nur wenigen Sekunden stempelt sie die Scheine ab und ordnet sie je nach Bestellnummer zu 15 Stapeln. „Das mache ich schon wie im Schlaf“, sagt sie. Dann gibt sie verschiedene Codes in einen Computer ein und schickt kleine gelbe Waggons samt Bestellzettel auf Reise in die Lager.

Diese elektronische Büchertransportanlage, mit der Bücher und Bestellzettel zwischen Hauptgebäude und Lagerturm transportiert werden, ist seit 1993 in Betrieb. „Die Anlage ist eine große Hilfe, die Bücher sind viel schneller beim Benutzer“, so Bestandsverwalter Burkhardt Darmer. Rund fünfzig Millionen Mark investiert der Bund bis 2005 in die Erneuerung der 1912 gegründeten Bibliothek.

Der Wagen mit den Bestellnummern 96 A 35551 bis 97 B 17790 nimmt nun einige Linkskurven, zuckelt durch ein 52 Meter langes Verbindungsrohr in das vierte Geschoss des 95 Meter hohen Lagerturms. Bekleidet mit Jeans und T-Shirt wartet hier Kristin Knabe auf die Papiere. Doch plötzlich steht die Transportanlage still, auf dem 1,3 Kilometer langen Schienennetz stecken die Wagen fest. Kristin kann deshalb mal durchatmen. Denn bei 15 Grad Raumtemperatur und fahlem Licht lagert die 22-Jährige sonst täglich bis zu 600 Bücher ein und aus. Ein Knochenjob: laufen, heben, bücken und strecken im Akkord. „Die Bücherei bietet einmal in der Woche Rückengymnastik an. Da gehe ich hin, um fit zu bleiben“, sagt Kristin.

Manche Regale ähneln Panzerschränken. Per Dreh an einem Rad lassen sich diese „Kompaktregalanlagen“ zusammenschieben. Damit wird viel Platz gespart. Dennoch sind die Lager bald voll, weil die Deutsche Bücherei alle deutschsprachigen gedruckten und elektronischen Publikationen seit 1913 sammelt. Der Bestand umfasst jetzt 11,2 Mio. Bücher, Karten oder Tonträger. Täglich kommen 5000 neue hinzu. „Das Haus ist zu 95 Prozent gefüllt“, sagt Direktorin Irmgard Spencker. „Wir haben bereits eine Lagerhalle auf dem alten Messegelände gemietet.“

Mittlerweile rattern die gefüllten Wagen wieder, mit 0,5 Metern pro Sekunde geht es zurück in die beiden Ausgabestellen. 585 000 Entleihungen werden hier jährlich registriert. Das Bestellsystem wird bald modernisiert. Ab 2002 sollen die Computer anzeigen, ob ein Titel verfügbar oder gerade in Benutzung ist. Auch ein elektronisches Sicherungssystem ist geplant, denn im vergangenen Jahr wurden 200 Bücher entwendet.

Erika Rotha, Chefin der Ausleihe, zeigt auf ein Regal, dessen Anblick sie wütend macht: „Schauen Sie sich diese zerstörten Bücher an. Durch vieles Kopieren wurden die Seiten brüchig. Einige gedankenlose Benutzer haben Seiten rausgerissen oder mit Bunt- und Bleistiften draufgemalt.“ Die Bücher zu reparieren kostet jedes Jahr eine halbe Million Mark. Dann fragt Frau Rotha: „Herr Irmer, wo ist denn die Radiermaschine?“ Aushilfskraft Gerd Irmer kramt das Gerät – eine Art elektronische Zahnbürste mit Radiergummi – hinter Kaffeekanne und Blumenvasen aus einem Schrank und eilt herbei: „Damit radiere ich regelmäßig Bücher sauber. Oft bemerken wir die Schmierereien gar nicht. Wir haben ja nicht die Zeit, jedes Buch zu kontrollieren.“

Die um 9 Uhr bestellten Bücher sind jetzt – zwei Stunden später – abholbereit. Ein gelber Waggon ist bereits wieder auf dem Weg ins vierte Turmgeschoss. Dort wartet Kristin Knabe auf den neuen Packen Bestellzettel. Das heißt für sie wieder laufen, heben, bücken, strecken im Akkord – bei 15 Grad Raumtemperatur und fahlem Licht. *Christian Adler*

Eine Regalreihe im Bü[illegible] utschen Bücherei: Alle [illegible] Kilometer lang. [illegible] an Woitas

Studis testen Software für Körperbehinderte

Acht Mädchen und zwei Jungen treffen sich jeden Mittwoch um 15.30 Uhr als Arbeitsgemeinschaft „Elektronische Hilfen für Menschen mit Körperbehinderung“ im Uni-Institut für Förderpädagogik in der Marschnerstraße. Diese ungewöhnliche Freizeitbeschäftigung dient dem Zweck, Hard- und Software auf die Bedürfnisse Körperbehinderter abzustimmen.

Michael Evers studiert im zehnten Semester Körperbehindertenpädagogik und ist ältestes Mitglied der Gruppe. „Computer sind für Körperbehinderte ein wesentliches Hilfsmittel“, erläutert er. „Je nachdem, welche motorischen Möglichkeiten vorhanden sind, gibt es verschiedene Arten der Bedienung. Wir prüfen, welches Produkt auf dem Markt am besten für die jeweilige Behinderung geeignet ist.“

So wurde für einen an Muskelschwund erkrankten Schüler eine alternative Eingabehilfe für den Computer erprobt. „Danach konnte er wieder aktiv am Unterricht teilnehmen“, erzählt Alexander Rosenberger, ebenfalls Mitglied in der seit Herbst 1997 bestehenden Arbeitsgruppe. Bei einer stummen jungen Frau konnten die Studenten durch das individuelle Anpassen einer Bildschirmtastatur die Kommunikationsmöglichkeiten verbessern.

Jens Liebusch, Geschäftsführer der Komrat GbR, die in Leipzig behindertengerechte Hard- und Software vertreibt, unterstützt die Arbeit der Studierenden. „Wir stehen in regelmäßigem Kontakt und tauschen uns über Neuheiten und deren Qualität aus. Ich finde es gut, dass die Arbeitsgruppe sich in diesem Bereich engagiert, allerdings fehlt der direkte Kontakt zu den Firmen.“

Dieser wird auch nicht unbedingt angestrebt. „Firmenunabhängige Beratung“ nennt Evers das Anliegen seiner Arbeitsgruppe. Seiner Meinung nach existiert für alle Grade der Behinderung irgendein Hilfsmittel. So gibt es für Sehschwache Großfeldtastaturen, Menschen mit Muskelschwäche können ultraleichte Taststifte oder Infrarotsensoren, die durch Kopfbewegungen gesteuert werden, nutzen. Selbst bei einer Lähmung der Sprechorgane ist durch spezielle Kommunikationshilfen, die auf Knopfdruck Wörter oder Sätze äußern, eine Verständigung möglich. Rosenberger: „Wir versuchen, für jeden das beste Hilfsmittel zu finden. Leider wissen viele Behinderte gar nicht, dass es uns gibt.“ *Marcus Reichl*

Alexander Rosenberger (li.) und Michael Evers testen eine Kommunikationshilfe für Sprachgestörte. Foto: Jan Woitas

Campus Leipzig ist ein Gemeinschaftsprojekt der LVZ und des Diplom-Studiengangs Journalistik der Universität Leipzig, gefördert von der Sparkasse Leipzig. Die Seite wird von der Lehrredaktion unter Leitung von Prof. Dr. Michael Haller betreut. Redaktionelle Verantwortung dieser Ausgabe: Cindy Scheler. Campus ist erreichbar unter Telefon/Fax 9 73 57 44/46.

Ein Sachse in Frankfurt/Main und eine Bayerin in Leipzig – zwei Kommilitonen im Gespräch über Ost-West-Befindlichkeiten

„Ich bin mittlerweile eine Wossi geworden“

Reisefreiheit, Runder Tisch und Begrüßungsgeld – die Wende ist wieder in allen Medien präsent. Wie denken Studenten über Ost und West? Die Tiermedizin-Studentin Christine Weber (25) aus München ist seit 1994 in Leipzig. Andreas Klötzer (21) aus Zwickau studiert seit Oktober Biologie in Frankfurt am Main. Sie tauschten ihre Erfahrungen aus.

Christine: In München mochte ich nicht bleiben, weil ich mal was anderes sehen wollte. Die Leipziger Fakultät für Tiermedizin ist klein und überschaubar. Somit war das meine erste Wahl.

Andreas: Nach Leipzig wollte ich auch. Es ist nicht weit von Zwickau, meine Freundin und Kumpel studieren hier. In den Westen wollte ich nicht, aber mir wurde der Platz zugewiesen.

Christine: Zu Beginn hätte ich am liebsten wieder meine Koffer gepackt.

Andreas: Das habe ich mir auch überlegt. Erst hat mich alles angekotzt: Ich hatte noch keine Wohnung, kannte fast niemanden. Aber während des Grundstudiums zu wechseln, ist kompliziert, deshalb will ich nach der Zwischenprüfung nach Leipzig.

Christine: Bei mir war es alles Mögliche: die Umstellung von Schule auf Uni, man sitzt ohne Freunde und Familie da. Es war Herbst – ekliges Wetter. Und die Stadt damals: alles Baustelle, wo du hinguckst, alles staubig und Bretterverschläge. Ich dachte nur noch: Weg hier! Die ersten zwei Wochen musste ich in der Bahnhofsmission schlafen, weil ich noch kein Zimmer hatte.

Hattet ihr Vorbehalte, in den Osten bzw. Westen zu gehen?

Andreas: Ich dachte, dass ich wegen meines Dialekts blöd angeguckt werde. Frankfurt ist aber offen und multikulturell. Die Leute kommen von überall her: aus Litauen, aus Sachsen, überall.

Christine: Meine Eltern fanden es zwar toll, dass ich was anderes sehen wollte. Aber Leipzig? Ja, was willst du denn dort? Es kamen Sprüche wie: Ostdeutschland – Dunkeldeutschland.

Was sagst du den Skeptikern heute?

Christine: Dass sie sich Leipzig angucken sollen. Aber die meisten bleiben lieber zu Hause auf dem Balkon sitzen. Selbst bei meinem Vater hat es ein Jahr gedauert, ehe er herkam. Jetzt sagt er: Hier kann man es ja aushalten.

Bist du für die Studenten hier denn „die aus dem Westen“?

Christine: Am Anfang kamen Sachen wie: Ich dachte nicht, dass du ein Wessi bist. Mein Bruder sagt immer: Man merkt, dass du wieder aus Leipzig kommst. Ich bin eine Wossi geworden.

Hat euch schon mal jemand „doofer Ossi“ oder „arroganter Wessi“ genannt?

Christine: Ein Professor fragte mal im Hörsaal: Wer von Ihnen ist aus dem Westen? Da haben sich einige Studenten gemeldet und er sagte: Warum sind Sie nicht im Westen geblieben? Da ist doch alles so viel besser.

Andreas: Blöd gekommen ist mir noch keiner. Ich versuche aber, Hochdeutsch zu sprechen. In Frankfurt habe ich mich mit einem unterhalten, der meinte: Ich hätte nicht gedacht, dass du Ossi bist.

Gibt es noch die typischen Ossis und die typischen Wessis?

Christine: Ja – für meinen Bekanntenkreis: Sächsisch müssen sie sprechen, am besten einen rosa-rot gestrickten Pulli zu einer roten Hose tragen und übertrieben russisch geschminkt sein.

Andreas: Einige meiner Freunde haben noch dieses Bild: Wessis sind arrogant, haben teure Klamotten an, fahren mit dicken Autos durch die Kante.

Hattet ihr ein Schlüsselerlebnis, bei dem ihr dachtet: Ach so, ich bin ja im Osten bzw. Westen?

Christine: Der Braunkohle-Geruch. Und dann ist noch ein Polizeiwagen a[illegible] mir vorbei gefahren – es war ein Trab[illegible]

Andreas: Bei mir waren es die ga[illegible] Leute in Anzügen mit Aktenköffe[illegible] und Handy, die Banken, die Skylin[illegible]

Wo fühlt ihr euch jetzt zu Haus[illegible]

Christine: In Leipzig.

Andreas: Meinen Haup[illegible] be ich zwar in [illegible] Herz schlägt in Zwick[illegible]

Das Gespräch [illegible] Cindy [illegible]

Grenzgänger: Christine Weber und Andreas Klötzer. Foto: Jan Woitas